

# DER OPERATOR

WIE ICH OSAMA BIN LADEN  
GETÖTET HABE

MEIN LEBEN ALS  
NAVY SEAL SNIPER

ROBERT O'NEILL

riva

© des Titels »Der Operator« (978-3-7423-0389-9)  
2017 by riva Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München  
Nähere Informationen unter: <http://www.rivaverlag.de>

*Den Opfern des 11. Septembers und ihren Familien,  
die unverschuldet in den Kampf hineingezogen wurden und noch werden.*

*In Erinnerung an Euch habe ich gekämpft.*

© des Titels »Der Operator« [978-3-7423-0389-9]  
2017 by riva Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München  
Nähere Informationen unter: <http://www.rivaverlag.de>

*An den Leser:* Der Autor hat einzelne Textstellen in diesem Buch geschwärzt, um den Veröffentlichungs- und Sicherheitsanforderungen des Verteidigungsministeriums gerecht zu werden.

# ANMERKUNG DES AUTORS

© des Titels »Der Operator« (978-3-7423-0389-9)  
2017 by riva Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München  
Nähere Informationen unter: <http://www.rivaverlag.de>

In den vergangenen vierzig Jahren gab es viele Dinge, für die ich dankbar bin, darunter die Unterstützung meiner wunderbaren Eltern und das Geschenk meiner besonderen Töchter. Aber nur als Mitglied von SEAL Team [REDACTED] erfuhr ich, wie tief Freundschaft sein kann. Mit den Schwadronen [REDACTED] wurde mir ein Vertrauen zuteil, das alles übertrifft, was meiner Meinung nach im Zivilleben möglich ist. Wenn man in einer stockdunklen Nacht am anderen Ende der Welt in ein Haus eindringt, in dem Terroristen mit Sturmgewehren lauern, hat man nur seine SEAL-Brüder – und sonst niemanden.

Lange Zeit rang ich mit dem Gedanken, ob ich überhaupt ein Buch über meine vierhundert Einsätze als SEAL schreiben sollte. Ich wollte nicht, dass es in dem Buch nur um mich geht. Wenn das alles wäre, hätte ich die Geschichte nicht zu Papier gebracht. Würde ich beschreiben können, wie schwer es mir fiel, meine SEAL-Brüder zu verlassen? Schildern, wie es ist, Teil eines Teams zu sein, das durch Tausende von eingeübten Wiederholungen wie ein lebender Organismus funktioniert und perfekt als Einheit handelt? Erklären, dass wir alle erfolgreich sind, wenn ein Mann erfolgreich ist?

Das sind die Fragen, die mir schlaflose Nächte bereiteten.

Wenn SEALs ihr Leben aufs Spiel setzen, um ihrem Land zu dienen, läuft das manchmal im Hintergrund ab, doch manchmal stehen sie auch im Rampenlicht. Niemals ist es nur ein SEAL, der eine Geisel zu ihren Angehörigen zurückbringt. Niemals ist es nur ein SEAL, der eine Stadt

von ihren Peinigern befreit. Niemals ist es nur ein SEAL, der einen Mann hinter feindlichen Linien rettet. Niemals ist es nur ein SEAL, der den meistgesuchten Terroristen der Welt tötet.

Wenn die Waffe losgeht, ist es so, als hätten wir alle abgedrückt. Ich beschloss schließlich, dieses Buch zu schreiben, um den Lesern diese Tatsache zu vermitteln. Manche Leute sind der Meinung, dass das, was SEALs tun, vor der Öffentlichkeit geheim gehalten werden sollte. Aber ein Teil von dem, was mich als übermütiger junger Mann zum BUD/S-Lehrgang zog, waren die Bücher, die ich über diese faszinierende militärische Organisation gelesen hatte. Meine bescheidene Hoffnung ist, dass mehr als nur eine Handvoll junger Männer – und Frauen (früher oder später wird auch diese Bastion fallen!) – das vorliegende Buch lesen und, wenn sie fertig sind, entschlossen zur Seite legen, um all die schweren Dinge zu tun, mit denen sie sich den SEAL-Dreizack verdienen werden. Und ich hoffe auch, dass der Rest von Ihnen, die dieses Buch lesen, den Einsatz der SEALs überall auf der Welt zu schätzen wissen – Männer, die auch jetzt noch Leib und Leben riskieren, damit unser Land sicher ist.

Indem ich diese Geschichte erzähle, verlasse ich mich auf meine Erinnerung, um die Worte des Mutes, der Verzweiflung und, ja, auch des derben Humors wiederzugeben, die ich im Laufe von Hunderten von Einsätzen gehört habe. Ich habe mein Bestes getan, um die Dialoge und Ereignisse so genau wie möglich wiederzugeben; falls sich Fehler eingeschlichen haben sollten, bin allein ich dafür verantwortlich. Zur Wahrung der nationalen Sicherheit und Privatsphäre sind in diesem Buch die folgenden Namen Pseudonyme: Kris, Nicole, Cole Sterling, Jonny Savio, Tracy Longmire, Matthew Parris, Mack, Eric Roth, Cruz, Leo, Ralph, Decker, Adam, Harp und Karen.



# KAPITEL EINS

Ich schulde meine Laufbahn als Navy SEAL einem Mädchen. Da bin ich nicht der erste und sicher auch nicht der Letzte.

Sie war jünger als ich, brünett, sah aus wie ein Supermodel, konnte gut tanzen und besaß – der Schlüssel zu meinem Herzen – einen guten Sinn für Humor. Als ich sie zum ersten Mal küssen wollte, schloss ich meine Augen zu früh, und ich hörte sie sagen: »Äh, was soll das werden?«

»Ich küsse dich gleich.«

»Bevor du mit mir ausgehst, sicher nicht«, sagte sie.

»Also gut. Gehst du morgen mit mir aus?«

»Hol mich um sieben Uhr ab«, sagte sie, küsste mich innig – auf jeden Fall besser, als ich verdient hatte – und verschwand ins Haus.

Am nächsten Abend holte ich sie um Punkt sieben ab und fuhr sie, spendabel wie ich war, zu Taco Bell. Sie aß eine große Portion Nachos und drei weiche Tacos Supreme.

Sie war ein hübsches Mädchen mit einer tadellosen Figur und dem Appetit eines Holzfällers. Ich hatte keine Ahnung vom Leben, aber ich glaubte, ich sei verliebt.

Als ich die Highschool in Butte, Montana, abschloss – dieselbe Schule, die schon mein Großvater und mein Vater besucht hatten – und mich dort an der Montana Tech einschrieb, ging dieses Mädchen immer noch zur Schule. Es gibt ein ungeschriebenes Gesetz, das besagt: Wenn man aufs College geht, hat man keine Freundin, die noch an der Highschool ist. Also ließ ich mich immer seltener bei ihr blicken, obwohl ich trotzdem hin und wieder an sie denken musste. Sie lebte ihr Leben an der Highschool, traf sich mit Freunden und ging tanzen, was Jugendliche eben so

tun. Aber ich wollte beides, meinen Spaß und sie in der Hinterhand. So gingen mehrere Wochen ins Land, bis ich schließlich durchdrehte, als ich erfuhr, dass sie den Tag mit einem Jungen aus der Highschool verbracht hatte. Nachdem ich mir ordentlich Mut angetrunken hatte, fuhr ich zu ihr nach Hause, um sie zur Rede zu stellen, und blamierte mich sehr schnell in Grund und Boden.

Ihr Vater, ein bulliger Italoamerikaner mit dunklen Haaren, dichtem Schnurrbart und kantigem Kinn, war ein stadtbekanntes Raubein. Er besaß eine Firma für die Errichtung und Beförderung von Fertighäusern. Ich war mir sicher, dass er kein Problem damit haben würde, auch mich vor die Tür zu befördern. Aber er hatte Mitleid. Statt mich k. o. zu schlagen, was mehr als gerechtfertigt gewesen wäre, packte er mich und schob mich entschlossen zur Tür hinaus.

Diese Güte löste so etwas wie eine außerkörperliche Erfahrung aus. Als er seinen eisernen Griff um meinen Ellbogen lockerte und mich in die Nacht stieß, war es so, als sähe ich mich selbst als Außenstehender. Und was ich sah, gefiel mir nicht. Wenn ich so weitermachte wie bisher, würde alles mit der Zeit nur schlimmer werden. Ich würde einer jener Männer werden, die für immer in Butte blieben und über einem Bier darüber jammerten, dass früher alles besser war.

Mir war also klar: Ich musste gehen.

Ich war noch sehr unerfahren, aber ich dachte, dass man Butte nur verließ, um dem Militär beizutreten. Obwohl ich diese Option nie zuvor in Betracht gezogen hatte, stand in jenem Augenblick mein Entschluss fest. Die Zukunft, die Vorsehung, oder was auch immer, nahm ihren Lauf.

Heute würde man vielleicht sagen, dass ich ein »freilaufendes Kind« war. Am Samstagmorgen war ich nach dem Frühstück gleich draußen und kam erst wieder, wenn die Straßenbeleuchtung anging. Wir Kinder zogen in Gruppen durch die Straßen. Wir überfielen uns gegenseitig mit Spielzeugpistolen und spielten Ninja, sprangen von Dächern und trieben allerhand Unsinn, den ich meinen Kindern natürlich untersagen würde. Wir gingen in die Butte Plaza Mall und sahen uns dort Rambo im Kino

an. Das war ziemlich cool. Jeder wollte der Held sein, der die Schurken mit seinem M60 ins Jenseits befördert. Aber für mich war das alles Fantasie, nicht realer als die immer realistischer wirkenden Ego-Shooter, die ich mit meinen Freunden zockte. Das Militär spielte in meinem Leben nie wirklich eine große Rolle. Ich hatte nicht vor, Soldat zu werden, deshalb dachte ich auch nicht wirklich darüber nach. Ich wollte nur spielen, Tarnkleidung tragen und so tun, als würde ich meine Freunde erschießen.

Auf den ersten Blick scheint Butte kein besonders idyllischer, kinderfreundlicher Ort zu sein. Die Stadt ist eine Bergarbeitersiedlung, die ihre besten Jahre Anfang des 20. Jahrhunderts hatte, als jede Gewehrpatrone, die während des Ersten Weltkriegs über den großen Teich verschifft wurde, aus Kupfer war – das hauptsächlich in Butte gefördert wurde. Das Bevölkerungswachstum war 1920 auf einem Höchststand, als die Stadt 100.000 Einwohner zählte, doch als ich auf die Welt kam, war sie bereits um zwei Drittel geschrumpft. Die Wohnviertel wuchsen praktisch direkt neben den Tagebaugruben, und die gesamte Stadt war auf einem Plateau errichtet, das neben der größten Grube stand, Berkeley Pit – eine gewaltige, außer Betrieb gesetzte, offene Kupfermine, die anderthalb Kilometer breit und fünfhundert Meter tief war. Zwischen ihrer Eröffnung im Jahre 1955 und ihrer Schließung am Tag der Erde 1982 waren ihren Tiefen eine Milliarde Tonnen Erz und Gestein entrissen worden. Nachdem die Grubenpumpen zum letzten Mal ausgeschaltet worden waren, stieg das Grundwasser langsam an, wodurch Säuren und Schwermetalle aus der klaffenden Wunde in der Erde nach oben sickerten. Das Wasser, das sich in der Grube sammelte, war so giftig, dass es jede Gans, die auf die dumme Idee kam, dort zu landen, sofort umbrachte.

Aber ich richtete meine Aufmerksamkeit auf andere Dinge in Butte, speziell auf die Metallringe, die drei Meter über dem Turnhallenboden hingen, wie auf die Hirsche, Elche und Gabelböcke, die in den unberührten Rocky Mountains lebten, die auf der anderen Seite der Stadt wie ein zu Stein gewordener Tsunami emporragten.

Mein Vater, der Sohn eines Minenarbeiters, war Aktienhändler und meine Mutter Mathematiklehrerin (ich hatte sie dreimal als Lehrerin –

in der siebten und achten Klasse und dann wieder in der Highschool). Meine Eltern ließen sich scheiden, als ich sechs oder sieben Jahre alt war. Für mich war es völlig normal, getrennt lebende Eltern zu haben. Ich erinnere mich nicht daran, dass es jemals anders gewesen wäre. Mein Vater war nie weit weg und immer da, wenn wir ihn brauchten, aber normalerweise besuchten meine Geschwister und ich ihn an jedem zweiten Wochenende. Das war für uns in Ordnung; alle unsere Freunde wohnten nicht weit weg von dem Haus, in dem wir Kinder mit unserer Mutter lebten, und wir spielten an den Wochenenden vor allem draußen: Verstecken, Fangen, Krieg, Ninjas, oder wir kletterten und sprangen vom Dach. Wir spielten immer gemeinsam, nur nicht beim Klettern oder Springen. Kris, meine ältere Schwester, wollte nichts davon wissen. Aber ich konnte meine drei Jahre jüngere Schwester Kelley zum Mitmachen überreden. Sie wollte um jeden Preis zur Clique gehören. Also gingen wir aufs Dach und sprangen herunter. Heute würde ich meinem Sohn eine Standpauke halten, wenn er einen solchen Unfug machen würde, aber als Kind dachte ich nicht an die möglichen Gefahren. Es machte einfach nur Spaß. Kelley war jahrelang meine beste Freundin; ich brachte sie sogar dazu, einen Vertrag zu unterschreiben, der sie dazu verpflichtete, meine Teamkollegin im Football zu sein, das wir immer auf dem Rasen vor der Kirche spielten. Sie war ein verdammt guter Receiver und auch später am College eine tolle Sportlerin.

Mein älterer Bruder Tom war ein absoluter Vollidiot, und das änderte sich erst, als er in die Highschool kam. Dann legte sich bei ihm ein Schalter um und er wurde grandios. Oder vielleicht hörte ich einfach auf, eine Nervensäge zu sein. Keine Ahnung. Irgendetwas geschah und er wurde nicht nur der lustigste Mensch, den ich kannte, sondern auch ein hervorragender All-State-Crossläufer. Er brachte sich selbst das Gitarrespielen bei und seine erste Band hieß The Fake IDs. So jung waren wir damals. Er spielt auch heute noch und hat seine eigene Morgensendung bei einem lokalen Radiosender.

Kris war immer die Vernünftigste von uns, obwohl meine Mutter sicher widersprechen würde. Vielleicht waren sie sich einfach zu ähnlich, und

manchmal flogen zwischen den beiden so richtig die Fetzen. Kris war mir gegenüber immer wohlwollend, umgänglich und hatte die beste Lache, die ich je gehört habe. Sie war sehr gewissenhaft, schrieb immer Einsen und war sanftmütig – wenn sie mir nicht gerade den Hintern versohlte, was ich mir bis zum ersten Jahr der Highschool gefallen ließ ... ich weiß nicht mehr genau, vielleicht sogar länger.

In meiner Kindheit pflegten meine Mutter und mein Vater einen kooperativen, freundschaftlichen Umgang. Falls sie Probleme hatten, ließen sie es sich nicht anmerken. Die Trennung war für meine Eltern eine gute Sache. Meine Mutter arbeitete an der Junior Highschool, die direkt neben der Highschool lag, das heißt, sie konnte uns in die Schule bringen und wieder nach Hause fahren. Sie war gerne Mutter, aber sie nahm sich jedes zweite Wochenende frei, um mit ihren durchgeknallten, lustigen und zugegebenermaßen ziemlich aufreizenden Freundinnen Lynn und Sue die Stadt unsicher zu machen. Ich erinnere mich, wie sie bei uns am Küchentisch saßen, Daiquiris tranken und sich darüber unterhielten, was Samstagabend los gewesen war. Das war für meine zarten Knabenohren zu viel. Ich war im Zimmer nebenan und musste mich aus dem Haus schleichen, weil ich die Einzelheiten nicht ertragen konnte. Meine erste verdeckte Operation.

Wir verbrachten jene Wochenenden gerne mit unserem Vater. Er war ein typischer Junggeselle, aber das fiel uns zu der Zeit nicht auf. Wir hätten aber darauf kommen können, weil unser erster Stopp am Freitag immer bei Buttreys war, einem Supermarkt. Wir mussten Essen kaufen, weil ansonsten nichts im Haus gewesen wäre! Er ging meist essen. Also schoben wir den Einkaufswagen durch die Gänge und packten alles ein, was wir brauchten, meist war es Junk Food – und dann legten wir auch großen Wert darauf, die Zutaten für Dads »Berühmtes Frühstück« mitzunehmen. Seine Rühreier waren und sind immer noch legendär. Käse, Mayo, Butter, Basilikum und einige weitere Geheimzutaten. Einmal vergaßen wir die Milch, die er durch Kaffeeweißer mit Amaretto-Geschmack ersetzte. Probieren Sie das bloß nicht aus! Diese Wochenenden ließen wir immer bei Opa Tom und Oma Audrey ausklingen. Sie kochte

wie eine Weltmeisterin; alles, was man sich vorstellen konnte. Und hier lernte ich auch Dads Spezialität: Kartoffelberg an Soßensee!

In meinen Teenagerjahren entwickelten mein Vater und ich eine außergewöhnlich enge Vater-Sohn-Beziehung und wir wurden mehr so etwas wie beste Freunde. Das fing an, als meine Mutter von dem »Hügel« – wo alle meine Freunde lebten – in die Innenstadt zog, nicht weit von der Berkeley Pit, wo ich niemanden kannte. Ich suchte nach einer Alternative zu meinen Ninja-Abenteuern, als ich auf ein Video stieß – *Come Fly with Me* mit Michael Jordan. Ich war sofort fasziniert. Der Film fängt damit an, wie Jordan in einer leeren Turnhalle Körbe wirft. Seine Erzählerstimme sagt: »Ich konnte nicht damit aufhören. Ich habe jeden Tag das Gefühl, besser werden zu *müssen*.« Und dann gab es natürlich zahlreiche Szenen, in denen Air Jordan durch die Luft schwebt und Verteidiger ausspielt, als ob es sie fast nicht gäbe.

Ich war beeindruckt, inspiriert. Ich war nicht der größte, attraktivste, klügste oder sportlichste Jugendliche, aber irgendetwas faszinierte mich an der Besessenheit, immer besser werden zu wollen. Zurückblickend denke ich, dass dieser Wesenszug schon immer ein Teil von mir war. Mein Lieblingsfach in der Schule war Englisch und mein Lieblingsbuch war *Der alte Mann und das Meer*. Mir gefiel, wie der alte Fischer Santiago in den epischen Willenskampf mit dem riesigen Fisch gezogen wird. Seine Hände sind vom Festhalten der Angel aufgerissen, er ist so hungrig, dass er Stücke des rohen Köders isst, er hat nicht geschlafen, seine Muskeln krampfen, als er in seinem schäbigen kleinen Boot sitzt, aber er würde lieber sterben als aufzugeben. Diese Einstellung sprach mich an.

In Butte, Montana, würde zwar kein riesiger Marlin anbeißen, aber ich konnte immerhin Michael Jordan *nacheifern*. Neben unserem neuen Haus war gleich eine Schule, die Greeley Elementary, die einen Basketballring im Außenbereich hatte. Also bat ich meine Mutter darum, mir einen Basketball zu kaufen, was sie auch tat. Ich ging jeden Tag dorthin und spielte für mich, oft stundenlang, um zu sehen, wie viele Freiwürfe ich erzielen konnte, wie meine Korbleger waren, wie geschickt ich nach links oder rechts dribbeln konnte. Mein Vater, der damals um die vierzig

Jahre alt war, hatte als Student in der Mannschaft der Universität von Montana gespielt. Er erfuhr von meinem neuen Hobby und sagte: »Hey, willst du lernen, wie man richtig spielt?«

Wir gingen in einen Sportverein in der Innenstadt von Butte. Ich warf meine Körbe an der Grundschule, dann holte er mich ab und wir fuhren zu dem Club. Ich verbrachte vier Stunden täglich, sieben Tage in der Woche, mit einem Basketball, den ich entweder in den Händen hielt oder warf. Als ich in die Schulmannschaft kam, übte ich in der Saison mit meinen Teamkollegen, und wenn die Saison vorbei war, fing das private Training mit meinem Vater an. Er holte mich nach der Schule ab und fuhr mich zur Turnhalle. Wir übten zwei oder drei Stunden am Stück; Dribbeln, Spielzüge, Mann gegen Mann – wilde, lustige Spiele. Er versuchte mir alles beizubringen, was er wusste, Finten und kleine Tricks, wie man seinen Gegner ins Leere laufen lässt.

Als wir völlig erschöpft waren, sagte mein Vater: »Wir dürfen erst gehen, wenn einer von uns zwanzig Freiwürfe am Stück schafft.« Er provozierte mich – ich ließ mich aus dem Konzept bringen, wenn er es schaffte, dass ich meine Füße auch nur einen Zentimeter von der Linie wegbewegte –, und ich warf so lange, bis ich verfehlte. Dann war er an der Reihe. Beim ersten Mal dauerte es etwa zwanzig Minuten, bis einer von uns zwanzig Körbe am Stück schaffte. Dann gingen wir in ein Restaurant, um Steaks zu essen und zu feiern. Am nächsten Tag sagte mein Vater: »Wir dürfen erst gehen, wenn einer von uns zwanzig Freiwürfe schafft, aber ein Steak gibt es erst nach fünfundzwanzig Treffern in Folge.« Sobald wir die fünfundzwanzig Freiwürfe versenkt hatten, stieg die Zahl auf dreißig, fünfunddreißig, vierzig. Am Schluss waren es siebzig Freiwürfe in Folge, um uns unser Abendessen zu verdienen, und wir erzielten sie fast immer. Ich glaube, der Rekord meines Vaters sind neunzig Treffer. Mein Rekord liegt immer noch bei einhundertfünf. Wir machten eine Menge Freiwürfe.

Als ich zwölf Jahre alt war, ließ sich mein Vater von seiner zweiten Frau scheiden, und mein Onkel Jack, sein Bruder, überredete ihn, an den Wochenenden auf die Jagd zu gehen, um ihn auf andere Gedanken zu bringen. Selbstverständlich war ich mit von der Partie. Wir fuhren in

Jacks Nissan auf den Berg. Wir wussten am Anfang nicht genau, was wir taten. Es gibt dort weite Ebenen mit herrlichen Tieren, die blitzschnell auftauchen und wieder verschwinden – Gabelböcke sind so ziemlich die schnellsten Tiere in Nordamerika. Kerle in Pick-ups und Geländewagen folgten ihnen und schossen wild in alle Richtungen. Wenn ich so etwas heute als für die Sicherheit am Schießstand ausgebildeter Range Officer der Naval Special Warfare Development Group mitbekommen würde, würde ich sofort sehen, wie wahnsinnig gefährlich diese Methode ist. Aber es war atemberaubend spannend und schließlich wurden wir richtig gut darin; wir gingen bergauf und suchten uns entlegene Gebiete, die man mit einem Pick-up nicht erreichen konnte – wir kannten einen Ort, an den sich die Tiere vor dem Morgengrauen zurückzogen. Man positionierte sich gegen den Wind und ließ sie herankommen, man überraschte sie also. Die Tiere waren es gewohnt, verfolgt zu werden; einen Überfall erwarteten sie nicht.

Das erste Tier, das ich erlegte, war ein Maultierhirsch, ein großer Hirschbock. Ich erinnere mich, wie wir im Dunkeln die unwegsamen Schotterwege entlangfuhren, bis ans Ende des Tals marschierten und uns bei Sonnenaufgang müde an den Aufstieg machten. Nach etwa einer Stunde waren wir auf dem Berg, der in ein heufarbenes Tal abfiel. Dort hofften wir auf Hirsche zu stoßen. Es gab keine. Wir warteten eine Weile und nach einer Weile schwand die Enttäuschung, keinen Jagderfolg gehabt zu haben. Es war Spätherbst, kalt, aber nicht eisig, hier und da bedeckten kleine Flecken Schnee die Erde und ich dachte mir: *Nicht übel, bei Tagesanbruch auf dem Berg zu sitzen, nur mein Vater und ich, als ob dieser malerische Ort nur auf uns gewartet hätte.*

Schließlich wurden wir hungrig. Als wir gegen Mittag wieder vom Berg stiegen, sprangen aus dem Unterholz eine Hirschkuh und ein Hirschbock auf eine Lichtung, die etwa einhundert Meter links von uns war. Beim Gehen machten wir ein Geräusch, das der Bock nicht kannte. Er erstarrte mitten auf der Lichtung. Mein Vater stand vor mir in der Schusslinie. Er warf sich zu Boden und sagte »Tu's!« Ich hatte großes Glück und dachte nicht darüber nach, was ich tat. Ich wusste, dass ich nicht zögern durfte

und schießen musste. Jetzt. Ich ging mit meiner .300 Winchester Magnum in den Anschlag und sah kaum durchs Zielfernrohr, als ich schon abdrückte. Mein Vater riet mir immer, auf die Brust zu zielen, knapp hinter die Schulter. Man sollte versuchen, die Lunge zu treffen, damit das Tier sofort stirbt. Ich schoss zu hoch. Die Kugel zertrümmerte die Wirbelsäule. Treffer. Der Bock brach tot zusammen. Wir näherten uns dem Tier vorsichtig. Große Böcke sind hinterlistig und stellen sich manchmal tot. Man muss also aufpassen, dass sie nicht plötzlich hochspringen und zutreten. Ich hob meinen Fuß und stieß ihn an. Sein Gesäß zuckte leicht, aber ansonsten blieb er reglos. Ich machte einen weiteren Schritt auf seinen großen, geweihbewehrten Kopf, hob den Lauf meines Gewehrs – dieselbe Art von Gewehr, das ich später als Scharfschütze bei den SEALs benutzen würde – und sah in seine ausdruckslosen Augen. Er war tot.

Ich empfand diese Erfahrung als surreal. Das Tier sah noch genauso aus wie einen Augenblick zuvor, als es noch quicklebendig war: mit schöner Farbzeichnung und edlem Geweih. Aber es war tot, und ich war dafür verantwortlich. Ich spürte einen Anflug von Bedauern. Ein schönes Tier war wegen mir jetzt tot. Aber ich war auch stolz. Das war Montana. Hirsche waren Jagdwild. Jeder ging auf die Jagd. Jetzt gehörte ich zum Club.

In den folgenden Jagdsaisons war das Bedauern verflogen. Bald wurde es jeden Montag zu einem beliebten Gesprächsthema an der Junior High. »X und Y haben einen Hirsch erlegt.« Der Jackpot war ein Elchbulle. Es schien so, als würde es immer jemanden geben, dessen sagenumwobener Onkel oder Vater einen »Sechsender« erlegt hatte. (Wir im Westen zählen anders – man zählt nur eine Seite des Geweihs, nicht beide. Ein »Sechsender« ist also eigentlich ein Zwölfender.) Das ist ein großes, flinkes und schwer zu fassendes Tier. Es kann ein Stockmaß von ein Meter fünfzig haben und fast vierhundert Kilogramm wiegen. Niemand hatte es bisher geschafft, einen solchen Bullen zu erlegen. Manche Jäger hatten noch nicht einmal einen zu Gesicht bekommen.

Als ich das große Glück hatte, vor meinem achtzehnten Lebensjahr einen solchen Elchbullen zu sehen und zu erlegen, empfand ich nichts als Stolz.

Im Herbst des Jahres 1994, das Jahr in dem ich achtzehn Jahre alt wurde, stellte mich mein Vater dem ersten SEAL vor, den ich jemals kennenlernte. Er hieß Jim und ich war sofort von ihm beeindruckt. Er war nicht so groß, wie ich mir einen Navy SEAL vorstellte – viele Leute glauben, dass alle SEALs Hünen sind –, aber er war in hervorragender körperlicher Verfassung. Seiner akkurat gestutzten Frisur und seinem Verhalten merkte man an, dass er beim Militär war. Zuerst fielen mir aber seine positive Einstellung und Ausstrahlung auf. Dann bemerkte ich noch, dass er immer seinen Sicherheitsgurt anlegte. Hier war also ein harter Navy SEAL, der vor nichts auf der Welt Angst hatte, aber genauso auf die Verkehrssicherheit bedacht war wie meine Großmutter. Er war noch nie zuvor in Montana gewesen, dachte sich aber: Waffen, Berge, wie schwer kann es schon werden? Er stellte sich der Herausforderung, wie SEALs es für gewöhnlich tun – er ließ sich von jemandem im Hinterland absetzen und blieb dann drei Tage dort. Er ging auf die Pirsch und suchte überall, störte aber keinen einzigen Hirsch auf. Ich bekam das mit und sagte ihm, »So macht man das nicht. Ich kenne einen guten Ort.« Der Marsch ging über knapp anderthalb Kilometer, aber es ging steil bergauf und es war immer noch stockdunkel. Normalerweise ging ich den Aufstieg langsam an und machte Pausen, um zu Atem zu kommen. Gegen Ende fühlte sich jeder Atemzug wie Sandpapier auf meiner Lunge an, aber ich dachte mir: *Der Typ ist ein SEAL. Ich kann mich nicht vor ihm blamieren. Ich muss weiter, keine Pausen.*

Er blieb mir die ganze Zeit dicht auf den Fersen.

Als wir oben ankamen, stießen wir sofort auf eine Elchherde – etwa vierzig Tiere genau an der Stelle, die ich zuvor beschrieben hatte. Wir erwischten keines, aber als wir wieder abstiegen, sagte Jim: »Du solltest dir überlegen, zu den SEALs zu gehen, so wie du im Dunkeln den Berg hinaufgerannt bist.«

Ich war geschmeichelt, zog diese Option aber nicht ernsthaft in Betracht.

Bis mich der Vater meiner Exfreundin etwas unsanft aus dem Haus beförderte.

Den Sommer nach meinem Highschool-Abschluss verbrachte ich damit, zwölf Stunden täglich, vier Tage in der Woche, in einer Kupfermine Bruchstein auf ein großes Fließband zu schaufeln, in fast völliger Dunkelheit, die nur durch das Licht meiner beiden kleinen Helmlampen durchschnitten wurde. Ich dachte, dass das ein gutes Krafttraining für meinen schwächtigen Oberkörper sei, und so war es auch. Aber ich hatte nicht berücksichtigt, wie es ist, stundenlang Steinstaub einzuatmen oder über die Geschichten nachzudenken, die ich von Arbeitern gehört hatte, die versehentlich auf das Fließband gefallen und zu Hackfleisch verarbeitet worden waren. Meine Nachtschicht als Pizzabote war im Vergleich dazu der reinste Urlaub.

Ich dachte kurz darüber nach, die Stadt zu verlassen und ein weiter entferntes College zu besuchen, obwohl meine Vorstellung von »weiter entfernt« die Universität von Montana in Missoula war, die keine zwei Stunden Autofahrt von Butte entfernt war. Als ich mich entscheiden musste, fehlte mir einfach der Ehrgeiz. Oder vielleicht auch der Mut. Wenn man in einer Kleinstadt in Montana aufgewachsen ist, hat man das ungute Gefühl, dass man in der großen, bösen Welt da draußen genauso leicht zu Hackfleisch verarbeitet wird wie bei einem Arbeitsunfall in der Kupfermine. Montana Tech war die sichere Alternative. Ich hatte dort außerdem eine bessere Chance, ins Basketballteam aufgenommen zu werden. Ich war an der Highschool ein guter Spieler gewesen, aber mit meiner Körpergröße von 185 Zentimetern war ich nicht groß genug, um auf dem College wirklich Eindruck zu machen. Mein Plan war, mir in der zweiten Mannschaft die Sporen zu verdienen und mich in die erste Mannschaft hochzuarbeiten. Das ging gut. Ich hatte eine tolle Zeit und war topfit. Körperlich. Geistig, na ja, da musste ich an das Mädchen denken.

Heute weiß ich, dass noch viel mehr dahintersteckte. Ich hatte mein erstes Jahr College-Basketball gerade hinter mir und fühlte mich aus-